

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Klaus Brinkbäumer

Nachruf auf Amerika

Das Ende einer Freundschaft und die Zukunft des Westens

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Prolog 9

I. Der atlantische Graben 11

II. Die Stadt 47

New York ist ... 47 // Trumptown, I. 56 // Der letzte Touchdown 58
Trumptown, II. 66 // Im falschen Leben 72 // Trumptown, III. 83
New Yorker Helden (I) Rivera & Lundqvist 87 // Friedhof der Träume 90
Trumptown, IV. 99 // *New Yorker Helden (II)* Die Erfinder des Gitters
100 // Trumptown, V. 104 // Dichterstadt 107 // Trumptown, VI. 128
New Yorker Helden (III) Carrie und ihr Russe 129 // Trumptown, VII.
133 // The Mädels 138 // Trumptown, VIII. 144 // Stadt der Träume 147
Trumptown, IX. 156 // *New Yorker Helden (IV)* Philippe Petit 160

III. Das Land 165

Amerika ist ... 165 // In den Sonnenuntergang 170 // Ehrenmann 198
Amerikanische Helden (I) Dennis Conner 219 // Trumpland, I. 222
Kultur der Gier 224 // *Amerikanische Helden (II)* Dov Seidman 239
Trumpland, II. 241 // *Amerikanische Helden (III)* Steve Wozniak 247
Die Luxuskrieger 250 // Trumpland, III. 264 // American Angst 268
Trumpland, IV. 276 // *Amerikanische Helden (IV)* Marty Baron und
Dean Baquet 282 // Die Geschichte von Barack und Michelle 286

Trumpland, V. 306 // *Amerikanische Helden* (V) Sheryl Sandberg 309
Zwei Amerikas 312 // Trumpland, VI. 327 // *Amerikanische Helden*
(VI) John McCain 329 // Wer schreiben will, muss leben 336 // *Ame-*
rikanische Helden (VII) Gloria Steinem 349 // Trumpland, VII. 352
Der Mann vom Mond 356 // Trumpland, VIII. 366 // Der Bote aus
dem Jenseits 368 // Revolutionöchen 378 // *Amerikanische Helden* (VIII)
Hartmut Esslinger 390 // Trumpland, IX. 392 // Der Lärm 394
Trumpland, X. 404 // Das Ende der Reise 407 // Trumpland, XI. 421
Die Verzweifelten Staaten 424 // Trumpland, XII. 459

IV. Die und wir. Fremde Freunde 463

Abschied 477 // Auftritt: China, das Imperium unserer Zeit 488
Und nun? 491

Dank 499

Bibliographie 501

Register 507

Prolog

Und nun also war Donald Trump am Telefon, morgens um zehn, pünktlich.

»*My friend*«, sagt er zur Begrüßung, »*here is the Donald*«, und dann: »Es geht New York blendend. Wir haben einen glänzenden Polizeichef, einen glänzenden Bürgermeister, wir sind in glänzender Verfassung. Reicht dir das Zitat?« Trump hatte nicht viel Zeit, vielleicht musste er zum Friseur, vielleicht Geld zählen, aber ich sagte: »Nein, noch nicht.« Es war im Herbst 2008, ich recherchierte für eine Reportage über New York und die Folgen der Wirtschaftskrise und wollte Trump in der Leitung halten und fragte ihn, woher die Kraft dieser Stadt komme.

Er schnaubte, sagte: »Warte einen Moment«, ging kurz weg.

Ich wartete, blickte aus dem Fenster auf das East Village hinab, er kam zurück und sagte: »*This is the Donald*. Dies ist die Comeback-Stadt. Jeder Mensch, der denken kann, jeder, der einen Willen hat, will hier leben. Diese Stadt kommt immer zurück, mein Freund, so wie dieses Land immer zurückkommen wird. *This is America, my friend, the greatest country on earth*, glaubst du, wir sind Schwächlinge, Feiglinge, glaubst du, wir geben in einer kleinen Krise einfach auf? Sorry, ich habe einen Termin, reicht dir das jetzt? Amerika ist großartig, aber es kann noch viel großartiger werden. Wenn du mehr brauchst, deutscher Reporter, lies meine Bücher, sie sind phantastisch.«

Und weg war er.

I.

Der atlantische Graben

Wenn Deutsche über ihr Verhältnis zu den USA schreiben oder diskutieren, wird es schnell emotional: Glaubensfragen eben. Es gibt Verklärung und Dämonisierung, Amerikanerromantik und Antiamerikanismus. Die USA haben Deutschland besiegt und befreit, sie waren Freund und doch ganz schön besserwisserisch, natürlich hatten sie Ideale, aber sie waren immer auch brutal im Durchsetzen eigener Interessen. Aus ebendiesen Gründen ist es möglich und gesund, eine zugleich sympathiegetragene und eigenständige Haltung einzunehmen. Ich halte eine solche Haltung sogar für zwingend: Wir müssen uns emanzipieren, da die Welt komplizierter geworden ist und die USA kein verlässlicher Partner mehr sind (und auch nach Trump nicht wieder zu einem werden dürften); die Zeiten, in denen wir auf die USA bauen und den USA alle großen, vor allem alle schmutzigen Aufgaben überlassen konnten, sind vorbei.

Wir sollten uns gleichwohl noch immer gestatten zu mögen, was mögenswert ist, diese amerikanische Phantasie und Vielfalt, all die Musik, die Literatur oder die Stadt aller Städte, New York City; und natürlich dürfen wir die USA trotzdem kritisieren, müssen es sogar. Emanzipation bedeutet nicht Verdammung des einstigen Partners. Wir brauchen den veränderten Partner USA weiterhin. Europa darf die Verbindungen nicht von sich aus abreißen lassen, sollte sogar neue aufbauen, zu Städten, Gouverneuren, Firmen, Verlagen, Universitäten, Schulen.

Europa muss nur wissen: So wie es war, wird es nicht wieder werden. Aber das ist kein Grund, beleidigt zu sein. Es ist die neue Wirklichkeit, die sich durch uns gestalten lässt.

Um den Westen also, um die transatlantischen Beziehungen, um uns und unseren fremd gewordenen Freund USA, soll es in diesem Buch zuerst und zuletzt gehen. Um unser Bild von Amerika, unser Verständnis der USA soll es zwischendurch gehen (und um Missverständnissen gleich zu Beginn vorzubeugen: Im folgenden Text wird das Wort »Amerika« mitunter als Synonym für die USA eingesetzt werden, weil dies in den USA so gelernt und üblich ist – auch wenn mir bewusst ist, dass sowohl »Amerika« als auch »Nordamerika« im geographischen Sinne mehr umfassen als die USA). Um New York City, die Heimat des Präsidenten Donald Trump, wird es gehen, danach um das ganze große, weite Land USA und vor allem dessen Inneres, zu Beginn und am Ende um den transatlantischen Bruch und dessen Folgen. Weite Bögen sollen geschlagen werden, doch ganz klein möchte ich beginnen, mit einer Frage, die den Alltag betrifft: Was unterscheidet die und uns, was das Leben in den USA vom deutschen? Was ist dort anders als hier, und was haben die Amerikaner von uns und wir von ihnen übernommen?

Kleinigkeiten:

Wie überflüssig die halbe Stunde Werbung im deutschen Kino ist, wie unlogisch, wenn man doch gerade erst zehn Euro für den Film bezahlt hat.

Wie wunderbar die Bionade im deutschen Kino schmeckt. Oder das Beck's.

Und wie verblüffend sich Sprache verhält, wenn sie einen Ozean überquert. Wenn sie hier geboren und dort erwachsen wird oder auch umgekehrt. Oder wenn wir hier hören, was dort gesagt wird.

Umlaute zum Beispiel.

Umlaute gelten in den Vereinigten Staaten als enorm europäisch, darum als exotisch und cool. Die Speiseeis-Firma Häagen-Dazs wurde von einem amerikanischen Ehepaar erfunden und deshalb Häagen-Dazs genannt, weil das »äa« skandinavisch lässig klang; so begann die Erfolgsgeschichte. Diverse Rockbands der siebziger und achtziger Jahre benutzten Umlaute: *Blue Öyster Cult*, *Mötley Crüe*, *Motörhead*. Es funktioniert immer. Umlaute lassen manche Amerikaner (oder ihre Computersysteme) aber natürlich auch verzweifeln. Auf Adressaufklebern

steht mein Name auf wunderschönste Arten: Klaus Brinkb Mer. Oder, ständig: Brinbau Mr.

Und munter wird eingemeindet. »Shvitz« sagt man im russischen Bad in der 10. Straße in New York. Es dampft und blubbert und zischt dort, man geißelt sich schwitzend selbst mit Zweigen, und hinterher jubiliert man: »great shvitz«. Wenn dort übrigens die Begleiterin bezahlt, ist der breitschultrige Russe hinter dem Tresen schwer irritiert und zeigt auf den Mann neben der Begleiterin und sagt: »He doesn't speak any English, right?«

Das Wort »Dollar« ist von »Taler« abgeleitet.

»Schmaltz« kommt natürlich auch aus dem Deutschen. »A schmaltzy marriage proposal.« Und andersherum: Deutsche Menschen »messengers« seit Jahren schon. Deutsch und Englisch gehen ja prima zusammen.

Da ist nämlich, dort wie hier, das primitive Element. Auf der Straße in New York: »Well, man, I was, like, fuck, man.« In Berlin klingt das ähnlich.

Da sind aber auch Unterschiede, da ist die amerikanische Entschlossenheit. »Buckle-up-enforcement unit« steht auf einem Polizeiwagen in Miami. Deutschland ist weniger scharf, eine Anschnalldurchsetzungseingreiftruppe wurde glücklicherweise noch nicht erfunden. Wir haben auch weniger schöne Abkürzungen als unsere amerikanischen Freunde.

»X.o.w.« steht für die einstige Zweitfrau: »ex-other woman«. »Ex-prez« ist der Expräsident. »R U 4 real«? Klar, bin ich. Und der ganz normale Heterosexuelle: »He is str8«. »GhaG« ist das Akronym für »girl-hating girls«, ein Mädchen also, das nur männliche Freunde hat. Das Deutsche wirkt dann doch vergleichsweise einfallslos. »Lote« = denselben Menschen lieben und hassen (»love« und »hate« in Kombination). Wer ständig etwas in sein Smartphone hackt, ist »typeractive«. Wer einer Sache ganz und gar überdrüssig ist, ist »over the hillary with ...« »Superdels« sind Superdelegierte, »Dems« die Demokraten. »Apocalipstick«, das hat Maureen Dowd für Sarah Palin erfunden. Ein Boxer »chickens out«, wenn er feige und ehrlos verliert.

Und da ist noch etwas: der reine Klang des amerikanischen Englisch, dem Deutschen himmelweit überlegen.

Hohe Absätze? »Punishing heels.« Barbara Bloom, Fotografin, sagte: »A drink before, and a cigarette after are the three best things in life.« Purer

Sex eben. Das schwingt und klingt leider nur in einer jener beiden Sprachen, um die es hier geht.

Im Flughafenbus belausche ich zwei Teenager. »Do you know a German word?« »Yeah: Hallo.« »Means what?« »Hallo means Hi.« »One more German word?« »Juice.« »Juice?« »Yeah, juice. The Germans say that whenever they have got something and walk away with it.« Ich überlegte eine Weile. Sie können nur »Tschüs« gemeint haben, nicht wahr?

Die Deklination deutscher Substantive fällt den Amerikanern schwer. Mark Twain hat sich darüber in seinem Essay *The Awful German Language* beschwert: »Every noun has a gender, and there is no sense or system in the distribution; so the gender of each must be learned separately and by heart. There is no other way. To do this one has to have a memory like a memorandum-book.« Begriffe wie »Stadtverordnetenversammlungen«, so Twain, seien »keine Wörter, sondern alphabetische Prozessionen«.

Und das deutsche Lautsystem verfügt über 17 sogenannte Monophthonge (einfache Vokallaute) und 21 sogenannte Konsonantenphoneme. Im zu sprechenden Wort werden Vokale überwiegend mit etwas, das unter Sprachwissenschaftlern »Glottalverschluss« genannt wird, neu angesetzt; der Glottalverschluss heißt manchmal auch »harter Stimmeinsatz« bzw. »harter Vokaleinsatz«. »Sch«, »ch«, »chr«, nein, kein Amerikaner mag diese Klänge. Welcher Deutsche wiederum kann schon New Orleans, Los Angeles, Chicago richtig aussprechen?

Noch einmal zurück zu den Anglizismen: Einmal im Jahr kürt der Verein Deutsche Sprache den Sprachpanscher des Jahres. 2011 gewann René Obermann den Preis, da fast sämtliche Tarife der Deutschen Telekom englische Namen hatten: *Weekend Flats*, *Entertain Comfort*, *Call&Surf Comfort*, *Call&Surf Mobile Friends*, *CombiCard Teens*, *Extreme Playgrounds* ...

Aber was hilft's, dieser Kampf ist verloren, Anglizismen sind überall: E-Mail, Computer, Laptop, Shoppen, Bodyguard, Sound, Trend, Highlight, Recycling, Surfen, Party, Meeting, Googeln, Lifestyle, easy, Talkshow, cool, Flyer, Bowling, Airlines, Feedback, Casting, Manager, Event, Fitness, Workaholic, Team, Relaxen, Rating, Portfolio, One-Night-Stand, Holding, Marketing, online – alles Deutsch. Leider auch: Das macht keinen Sinn (*that doesn't make sense*), nicht wirklich (*not really*), Liebe

machen (*to make love*). Dem Sprachforscher Jannis Androutsopoulos ist aufgefallen, dass sich die deutsche Sprache besonders für die amerikanisierte Slangbildung eigne: Entlehnte englische Verben würden grammatikalisch angepasst, damit sie in die deutsche Syntax passten. Aus *flipped out* wird ausgeflippt, aus *chill out* abchillen, aus *hang out* abhängen.

Und sogar Schein- und Pseudoanglizismen haben sich durchgesetzt: Handy (*mobile phone*), Mobbing (*bullying*), Body Bag (wäre im Amerikanischen ein Leichensack) und Wellness (Amalgam aus *wellbeing* und *fitness*) tun zwar so, als seien sie Englisch, sind aber Deutsch, und kein gutes.

Die Amerikaner übrigens haben uns natürlich auch schöne Wörter geklaut. Realpolitik, Hintergrund, Poltergeist, Schadenfreude, Kindergarten, Zeitgeist, Angst, Wanderlust, kaputt, Meister, Doppelgänger, Bildungsroman, Gemütlichkeit, Kitsch, Leitmotiv, Rucksack, Delikatessen, Blitz, Weltanschauung, Wunderkind, Sauerkraut, Schnitzel. Alles reines Amerikanisch.

Deutsche sind direkt und Amerikaner freundlich. »*Don't you think, it might be a good idea if you cleaned up in here?*«, sagt in Deutschland kein Mensch. Stattdessen: »Räum' auf.« Auch »*nice to see you*«, »*nice talking to you*«, »*see you later*«, all diese scheinzarte Höflichkeit, gibt's nur jenseits des Atlantiks. Dort nämlich simuliert man Anteilnahme und hier nicht, dort ist Smalltalk eine Kunst und hier Quälerei, und diese Unterschiede zwischen der deutschen Direktheit und der amerikanischen Freundlichkeit müssen geradezu zu Missverständnissen führen.

Und wenn man einander schon nicht versteht, dann kommt es zu Filmtiteln wie »Tödliches Kommando« (»*The Hurt Locker*«), »Zwei glorreiche Halunken« (»*The Good, The Bad and The Ugly*«), »Schwanger! Na und?« (»*Juno*«) oder »Durchgeknallt« (»*Girl Interrupted*«).

Es gibt in den USA die Steuben-Parade, benannt nach einem deutschstämmigen General. Jahr für Jahr feiern Amerikaner, die deutsche Vorfahren haben, in den Straßen New Yorks mit deutschen Touristen. Grönemeyer kommt, Kohl war einst auch da. Marschmusik. Der Spielmannszug der Freiwilligen Feuerwehr Wickede spielt auf der 5th Avenue »Hoch auf dem gelben Wagen«. Lederhosen. Mercedes-Cabrios. Dudel-

säcke, auch Henry Kissinger ist Stammgast, er liebt seine einstige Heimat Fürth ja immer noch.

General Friedrich von Steuben übrigens gilt heute als deutschamerikanischer Held, weil er die zusammengewürfelten Truppen der amerikanischen Kolonien in eine richtige Armee verwandelte. So etwas gab es in der amerikanischen Geschichte mehrfach: deutsche Disziplin für das amerikanische Militär. Dwight D. Eisenhower, Nachfahre des 1741 nach Pennsylvania emigrierten Rheinländers Hans Nicholas Eisenhauer, ließ die Normandie erstürmen. General George Custer, seine Vorfahren hießen noch Küster, besiegte viele, viele Indianer, General John J. Pershing, einst Pförschin, war Oberbefehlshaber der US-Truppen im Ersten Weltkrieg. Und General Norman Schwarzkopf gewann 1991 den Zweiten Golfkrieg, ließ Saddam Hussein allerdings im Amt, so dass es zwölf Jahre später einen erneuten Golfkrieg gab, was wiederum eine ganz andere deutsch-amerikanische Geschichte ist.

25 Prozent aller Amerikaner haben deutsche Vorfahren. Der Autor David Sedaris hat festgestellt, dass die Deutschen »am glücklichsten sind, wenn sie keine Unterhose anhaben«. Lieber als jedes andere Volk der Welt lägen sie nackt am Strand herum, das behauptet Sedaris zu wissen.

Was die Amerikaner nicht hinkriegen: Erdnussflips.

Was Deutsche nicht hinkriegen: diese sich gleichsam organisch um das Gefäß fügende und damit sich selbst verschließende Klarsichtfolie.

Was Amerikaner niemals schaffen werden: Handwerk, wie wir es kennen. Der deutsche Glaser, nach 20 Jahren bei Schüco nun in New York, erzählt, er habe die Qualität dort um 40 Prozent heruntergefahren, aber alle in New York seien glücklich damit. »*Made in Germany*, wow, *I can feel it*«, sagen sie ihm, und er nicke dann wissend.

»Vergiss, woran du dich in Deutschland gewöhnt hast«, das sagt mir mein Freund Bernd gleich zu Beginn meiner New Yorker Jahre: »Wenn du einen Klempner anrufst, kann es halt sein, dass der seinen Beruf in einem Telefonkurs gelernt hat, für 19,90 Dollar. Letzte Woche war er noch Bäcker.« Trotzdem sind die Deutschen nicht besonders stolz und die Amerikaner umso mehr. Amerikaner halten sich bis zum Beweis des

Gegenteils und bisweilen auch länger für revolutionär und für die Ersten, egal worin; anders können sie sich die Welt nicht vorstellen.

Auf der 9. Avenue, zwischen der 16. und der 23. Straße in New York, haben sie einen neuen Radweg angelegt, »die Straße der Zukunft«, so feiert sich die Stadt. Das Futuristische soll darin liegen, dass zwischen Radweg und Straße die parkenden Autos stehen, dass also der Parkstreifen die Radfahrer schützt. Ich berichte meinen Freunden, dass die Marktallee in Hilstrup bei Münster schon vor 40 Jahren so gestaltet war, doch meine Freunde halten mich für einen elenden Lügner.

Und was noch?

Amerikaner heiraten anders. Der Begriff »Bridezilla« wurde in den USA erfunden, und das dürfte kein Zufall sein: Kompliziertere Bräute als die amerikanischen kann es kaum geben. Rebecca Mead stellt in ihrem Buch »*One Perfect Day*« die Frage: Was sagt nun aber die amerikanische Hochzeit über Amerika selbst?

Amerikanische Hochzeiten geraten oft außer Kontrolle – der Sinn für Proportionen scheint zu fehlen, alles ins Extreme zu verrutschen. Wo ist die Liebe geblieben, wo die Romantik, wo das letzte bisschen Stille? Geblieben sind Druck, Zwang, Stress.

Sozialhistoriker datieren die Geburt der heutigen amerikanischen Hochzeitsindustrie auf die zwanziger Jahre. Juweliere, Damenschneidereien und Gastronomen verdienen, denn Bräute und Bräutigame nehmen Kredite auf, um die Hochzeit finanzieren zu können. 2.200.000 Paare lassen sich jährlich in den USA trauen, 72 Milliarden Dollar werden jährlich in diese Hochzeiten investiert. Es gelten strenge Regeln für Dating, Kleidung, den ersten Kuss, die Hochzeitsnacht, die Reise. Das Wichtigste: Der Verlobungsring muss mindestens drei Monatsgehälter des Gatten kosten, ansonsten taugt der Gatte nichts (dazu später noch mehr).

Nichts von alledem können Deutsche nachvollziehen, aber der Deutsche muss ja auch nicht alles verstehen.

Die neuen USA allerdings, all die Veränderungen, sollten wir verstehen.

»Was unsere amerikanischen Freunde erwarten: ein Wunder! – sie wollen gefürchtet werden und geliebt zugleich. Wenn uns das nicht gelingt, so empfinden sie es als Anti-Amerikanismus«, das schrieb der Schweizer Max Frisch. Und an anderer Stelle: »Amerika (USA) ist im Grunde nicht kriegerisch, sondern lediglich kommerziell; Krieg als die Fortsetzung des Geschäftes mit anderen Mitteln.«

»*Let your doubt be your calling*«, schreibt Denis Johnson in »*Tree of Smoke*«, lass dich von deinen Zweifeln leiten. Das wäre für uns Europäer eine erwachsene Position, eben gerade weil die derzeitige US-Regierung mit Zweifeln – den eigenen und denen anderer – so unreif umgeht: durch diese dröhnende Demonstration von Stärke, durch permanente Überkompensation. »Das Amerikanische war attraktiv, faszinierend, aber die Amerikaner waren am Ende doch nur die nächste Horde Puppenspieler.« So schrieb der Amerikaner Denis Johnson.

Wie also wollen wir künftig miteinander umgehen? Was ist zu tun?

Allzu oft kommt so etwas nicht mehr vor, aber im Winter 2018 erschüttert ein Buch die westliche Welt, verfasst von Michael Wolff: »*Fire and Fury*«, Feuer und Zorn. Wolff ist ein Reporter, der eher nach Hollywood als nach Washington D. C. passt, er liebt Stars, er liebt Klatsch, aber nun hat er ein Jahr im Weißen Haus verbracht, meist auf einem Sofa im West Wing oder auch »wie eine Fliege an der Wand«, wie er es sagt, und dieser Michael Wolff hat nun also die Regierung Trump beschrieben.

Ist Wolff seriös? Na ja. Er verwechselt Namen, verpasst mitunter politisch Bedeutendes, zitiert aus Hintergrundgesprächen, macht so Gerüchte zu Tatsachen. Und dennoch hat er ein großes Buch geschrieben, man kann es den Tatsachenroman unserer Zeit nennen: Denn »*Fire and Fury*« überführt die Regierung Trump. Es beschreibt einen Präsidenten, der im Bett Cheeseburger isst, fernsieht, jammert, dass niemand ihn liebt; der nichts lese und verstehe; der niemals habe gewinnen wollen und es dann, nach dem Sieg, vollkommen angemessen finde, Präsident zu sein, auch wenn ihn dafür nichts qualifiziere. Es beschreibt ein Weißes Haus, in dem alle Helfer diesen Präsidenten verachten und nur versuchen, den Schaden zu minimieren – und jene 60 Sekunden zu erwischen, in welchen der Präsident zuhört, ehe er wegdämmert. Es beschreibt diese

schreckliche Familie Trump, die Söhne Eric und Donald Jr., die Tochter Ivanka und den Schwiegersohn Jared Kushner, die sich anmaßt, die USA zu regieren und die Welt zu gestalten, ohne Legitimation, ohne Kenntnisse. Nepotismus. Ein höfisches, monarchisches Gebaren.

Der Strategie hinter dieser absurden Präsidentschaft sei Stephen Bannon, der eine Faschisierung der amerikanischen Politik anstrebe und Trump für einen »großherzigen warmen Affen« halte. Bannon war auch die wesentliche Quelle des Reporters Wolff, unter anderem erklärt Bannon das Töchterchen Ivanka für »dumm wie ein Backstein«; und Wolffs Werk übersteht dieser Bannon am Ende dann nicht: Seine Gönner lassen ihn fallen, im Januar 2018 muss er als Chefredakteur der rechtsextremen Plattform Breitbart News zurücktreten.

Donald Trump wiederum antwortet auf »*Fire and Fury*« auf seine Art. »*I'm, like, really smart*«, twittert er und erklärt sich zum »sehr stabilen Genie«. Manchmal ist erst das Dementi die Bestätigung des Behaupteten. »Donald Trump steht nicht für eine Regierung, sondern für eine Seifenoper«, schreibt der »Zeit«-Herausgeber Josef Joffe, Kenner Amerikas.

Und das alles sollte uns deshalb interessieren, weil der atlantische Graben, anders lässt es sich nicht sagen, eines der großen Themen unserer Zeit ist. Zu Beginn also eine kleine Rundreise:

Der ehemalige Außenminister Joschka Fischer wiederholt Wörter gern, die ihm wichtig sind. Eines seiner Wörter des Jahres 2017 ist »Westbindung«.

Als wir in Hamburg über die deutsch-amerikanischen Beziehungen sprachen, sagte Fischer: »Konrad Adenauer traf 1949 eine wahrhaft historische Entscheidung. Adenauer hatte nach dem verlorenen Krieg und der Teilung verstanden, dass neue Katastrophen nur durch die Westbindung Deutschlands zu verhindern sein würden.« In der »Zeit« sagte Fischer wenig später: »Deutschland musste raus aus dieser Rolle des schwankenden Halmes zwischen Ost und West. Dafür war er sogar bereit, die deutsche Einheit zurückzustellen. Und wenn wir das aufgeben, müssten wir unserer Sinne beraubt sein.«

Fischer möchte verhindern, dass das deutsche Leiden an Donald Trump die Bindung an die USA schwächen und damit eine Sehnsucht

nach Russland stärken könne. Das sei gefährlich, findet er, Russland sei keine verlässliche Alternative.

Wir trafen uns hinter der Bühne des Hamburger Thalia-Theaters, Fischer saß vor einem Glas Wasser und beschrieb die Rückkehr des Nationalismus in vielen, allzu vielen Staaten: »Die Identitätspolitik ist zurück, doch die Demokraten schweigen dazu.« Darum sei längst auch der Rassismus wieder da: »Wir erleben in diesen Jahren das Verschwinden der Dominanz des Westens. Und das Ende der Herrschaft des weißen Mannes. Aus diesen Veränderungen gehen Unsicherheiten hervor, Unklarheiten. Und damit arbeiten Demagogen, so etwas wird ja immer an den schwächsten Stellen eingesetzt, also bei der unteren Mittelklasse. So entstehen Identitätsfragen, so entsteht der Nationalismus dieser Tage.«

Über die neue Lage Deutschlands sagte Fischer in seinem Gespräch mit der »Zeit«: »Ich habe das Gefühl des Verratenseins nicht, ich sehe da einfach das Ende der Pax Americana, die nach 1945 globale Wirkung hatte. Wir waren daran gewöhnt, und nun müssen wir uns umstellen. Die USA werden mit Abstand die größte wirtschaftliche und militärische Macht bleiben, auch wegen ihrer *soft power*. Aber sie haben nicht mehr die Bereitschaft und die Fähigkeit, im 21. Jahrhundert eine globale Ordnung durchzusetzen und aufrechtzuerhalten. Eine Weltmacht kann nicht einfach aufs Altenteil gehen, weil sie dann ein Vakuum kreiert. Schon was sich jetzt im Nahen Osten abspielt, gibt einen Vorgeschmack ... Das internationale Staatensystem mit seinen Konkurrenzen wird weiterexistieren, aber wir sind an einen Wendepunkt gekommen, wo die großen Mächte sich fragen müssen, ob die alten Strukturen überhaupt noch Lösungsmöglichkeiten bieten.«

Dreimal konnte ich Ende 2017 mit dem seinerzeit geschäftsführenden Außenminister Sigmar Gabriel über die transatlantischen Beziehungen reden; wir arbeiteten uns immer weiter vor. Das erste Gespräch war telefonisch, ein Freitagmittag im November, Gabriel hatte eine halbe Stunde Zeit. »Diese Beziehungen verändern sich dramatisch«, das war sein erster Satz nach der Begrüßung, »und diese Veränderungen werden wiederum dramatische Veränderungen in Deutschland nach sich ziehen.«

Wir sprachen zunächst über Trump. Der sei, so Gabriel, »das Ergeb-

nis einer sich über Jahre hinziehenden Entwicklung, hoffentlich ist er die Endphase, die Spitze, der Höhepunkt dieser Entwicklung, aber das weiß man noch nicht. Er symbolisiert den Sieg der Antimoderne im Land der Moderne.«

Für Gabriel besteht die wesentliche Ursache des Phänomens Trump weniger im amerikanischen Rassismus, sondern in der Chancenlosigkeit der vielen. »Ein Aufstieg durch Bildung ist für viele schlicht ausgeschlossen; wer heute Pakete ausfährt, weiß, dass er das auch in 30 Jahren noch tun wird. Diese Gefährdung des eigenen bescheidenen Wohlstands verbinden viele Trump-Wähler mit einer liberalen, postmodernen Oberschicht, die die Leute wahnsinnig wütend macht«, sagt Gabriel, der die Trump-Wahl darum eine »*Can-you-hear-me-now*-Wahl« nennt.

Wenn das stimmt, dann rufen nun also jene, die den Glauben an den amerikanischen Traum aufgegeben haben, ihr »*can you hear me now?*« aus reinem Protest in die Welt hinein, da sie, wenn nicht einmal mehr an ihren Traum, dann an überhaupt nichts mehr glauben können. Dann ist da nur noch Verachtung für die politische Klasse, die Medien, die Wissenschaftler, die sogenannten Eliten. Ist es so?

»Ja, das ist zumindest ein Teil der Erklärung. Das Gefühl nicht weniger, dass «die da oben» das Leben der normalen Menschen nicht mehr kennen, gibt es ja auch bei uns. Und sie haben ja durchaus Grund dazu. Wenn Krankenhäuser, Schulen und Apotheken in ländlichen Räumen verschwinden und sogar die Bushaltestelle noch geschlossen wird, fühlen sich Menschen zu Recht vergessen. Oder wenn Familien sich keine normale Wohnung mehr in der Großstadt leisten können und in der Nachbarschaft aus Multikulti längst eine Parallelgesellschaft geworden ist, in der die normalen Rechtsstandards nicht mehr gelten, dann entsteht daraus der Eindruck von Kontrollverlust und der Gleichgültigkeit der liberalen Eliten demgegenüber. Denn die wohnen und leben in anderen gesellschaftlichen Umständen«, sagt Gabriel.

Und die Konsequenzen?

»Der amerikanische Ausstieg aus der liberalen Ordnung, welche die USA selbst geschaffen haben, ist gefährlich. Trump betrachtet die internationale Arena als ebendies: eine Kampfbahn. Der Stärkere siegt. Jeder kämpft für sich.

Auf einmal sind die Chinesen die einzige Nation, die eine weltpolitische Strategie haben. Wir in Europa bräuchten eine USA-Politik, zum ersten Mal, aber wir haben keine. Wir haben uns auf etwas verlassen, von dem wir gedacht haben, das halte ewig.«

Wird aber Amerika, der Partner Amerika, ersetzbar sein?

»Nein. Wir müssen uns auf die Zeit nach Trump vorbereiten, aber auch diese Zeit wird kühler werden, wir werden selbständiger sein müssen. Uns Deutschen und Europäern fehlt aber die Machtprojektion der USA. Dort, wo die USA sich schon unter Obama zurückgezogen haben, zum Beispiel im Nahen Osten, haben sich die Länder nicht uns zugewandt, sondern Russland. Dort gibt es eine Machtprojektion. Europa wird also lernen müssen, sich nach außen aufzustellen. In der Vergangenheit haben wir die Einmischung in die Welt den Briten, Franzosen und den USA überlassen. Und wenn es schiefgegangen ist wie in Vietnam, Chile oder im Irak, hatten wir immerhin jemanden, auf den wir mit dem Finger zeigen konnten. So einfach werden wir es nicht mehr haben. Die Welt wird unbequemer. Und Europa wird sich einmischen müssen. Es ist an der Zeit, dass wir Europäer gemeinschaftlich auftreten, dass wir nicht nur so tun, als ob, sondern wirklich und endlich eine europäische Außenpolitik entwickeln«, so Gabriel.

Mehr Zeit hat er heute nicht, wir verabreden uns: demnächst.

Geht es konkreter: Welche Möglichkeiten haben wir?

Ich rufe Elisabeth Wehling an, eine norddeutsche Kommunikationswissenschaftlerin in Berkeley. »Wenn man mit jemandem zu tun hat, der die ganze Welt selbstbezogen wahrnimmt und der meint, dass Diplomatie nicht helfe, sondern schade, dann darf man sich darauf nicht einlassen«, sagt sie, »dann sollte man keine Konfrontation und kein Ringen innerhalb ebenjener Weltsicht eingehen. Wichtig ist, bei sich selbst zu bleiben und zu propagieren, was bedeutend ist, also die eigenen Vorstellungen greifbar zu machen. Man kann als progressiver Mensch nur gewinnen, wenn man auch progressiv lebt.«

Bedeutet das nicht, dass die liberale Demokratie alles geschehen lassen muss, was gegen die Spielregeln verstößt, und damit letztlich wehrlos gegen Trumps Wucht und Dreistigkeit ist?

II.

Die Stadt

New York ist ...

New York ist eine Fußballkneipe. Sie heißt »Nevada Smith's«, liegt an der Third Avenue im East Village in Manhattan, und hier, zwischen 11. und 12. Straße, begann Jack Keane amerikanische Revolution. Auch eine Revolution braucht Regeln, und dies sind die drei Regeln des Jack Keane.

Erstens: Das Spiel heißt Fußball, Fußball heißt auf Englisch »*football*« und nicht, wie die Amerikaner sagen, »*soccer*«, es handelt sich um das Spiel der Welt, und ein Spiel der Welt verdient keinen Tarnnamen. *Fuck soccer. It's football, dude.*

Zweitens: Fußball wird zwischen zwei Strafräumen gespielt, es gibt Elfmeterpunkte, zwei Tore, Eckfahnen und einen Mittelkreis, und was es nicht gibt, sind Zehn-Yards-Linien. Wer will, dass die Revolution Bestand hat, sollte das Spiel der Welt nicht in Arenen für American Football spielen lassen.

Drittens: Zuschauer singen. Der Klang des Fußballs stammt aus Männerkehlen, er stammt aus Kurven und Kneipen und nicht aus Tröten und auch nicht vom Band.

Als Jack Keane, heute Ende vierzig, damals von Irland über Australien nach Amerika kam, bald drei Jahrzehnte ist das her, da wollte er niemanden bekehren, nichts verändern, er wollte bloß Manchester United siegen sehen, und nirgendwo in New York City war das möglich. Keane stellte also in diesem Bunker an der Third Avenue einen Fernseher auf den Kühlschrank; er war damals nämlich der DJ dieser Kneipe, die schon

1992 »Nevada Smith's« hieß, benannt nach einem noch älteren Spielfilm mit Steve McQueen. Und dann suchte Jack Keane nach Sendern, die Fußball übertragen.

»*Amazing, isn't it?*«, sagt er, zapft ein Bier, ballt die Faust, weil auf 15 Panasonic-Flachbildschirmen und der Kinoleinwand ein Tor fällt, springt über den Tresen, weil es der kürzeste Weg Richtung Keller ist, kehrt zurück, springt über den Tresen und sagt: »Ja, es ist eine erstaunliche Geschichte, nicht wahr?«

Das Nevada Smith's ist das Hauptquartier jener, die den Vereinigten Staaten den Fußball bringen wollten und inzwischen die Vollendung ihrer Revolution feiern. Manager, Trainer, Spieler und Fans trinken bei Keane, es erscheinen auch Frauen, aber nicht viele. Das Nevada Smith's zeigt Fußball von morgens bis spät in die Nacht; wo auch immer ein Spiel gefilmt wird, hier ist es zu sehen, 3000 Dollar pro Monat kosten Keane all die Lizenzen. Wenn der FC St. Pauli spielt, kommen wir, zehn deutsche New Yorker, hier zusammen, und wenn Manchester United gegen Chelsea spielt, sind tausend britische New Yorker da. Dunkel ist es, es gibt kein Tageslicht, nur Parkett, Steinwände, Trikots, Fahnen, Fußballplakate, die Fernseher, die Leinwand und den Tresen, nur Fußball und uns Liebende, sonst nichts.

Wir singen. Wir weinen. Wir tragen die Trikots unserer Länder, weil Fußball Heimat ist in der großen Stadt, unsere Blicke sind nie ohne Angst, und in den Pausen diskutieren wir, natürlich kompetent.

Es ist eine UNO des Fußballs, und zugleich ist das Nevada Smith's so sehr New York wie die U-Bahn-Linie 7 in Queens, die auf Stelzen in wenigen Minuten um die Welt fährt: Dort in Queens leben Italiener, Chinesen, Koreaner, Mexikaner, Iren, Afghanen Block an Block, und es riecht nach Curry, Fisch, Blumen und Abgasen; hier in Manhattan kamen gestern die Niederländer zusammen, und heute sangen morgens die Spanier, und nachher singen wir.

Für Humor ist wenig Raum im Nevada Smith's, denn Jack Keane hasst es, wenn Politiker und Frauen sagen, Fußball sei nur ein Spiel. »... und Sauerstoff ist nur ein Gas«, das hat er an sein Fenster geschrieben.

New York ist Leidenschaft. Was Besucher in dieser Stadt mitreißt, das ist das Tempo, das ist die Kraft; jede und jeder, alle, die hier leben, wollen etwas tun oder werden, sie haben eine Idee, sie sind begeistert von irgendetwas. New York ist größer als seine Klischees, da diese Stadt zu jedem Image ein Gegenbild findet, und nur eines ist New York niemals: lethargisch. Diese Stadt gibt dem Reisenden das Gefühl, dass er im Mittelpunkt der Welt angekommen sei, es ist tatsächlich so, wie es die Basketballer der New York Knicks jahrelang auf ihre Werbetafeln schrieben, als sie ihre Arena, den Madison Square Garden, anpriesen: »*IT happens here.*« Abgesehen davon, dass diese Knicks ordinär, arrogant und seit Jahrzehnten nicht so abenteuerbesessen oder gutgelaunt sind wie die Metropolitan Opera oder das Magazin »New York« oder das beste Eishockey-Team der Stadt, die Rangers, abgesehen also lediglich von diesen durch und durch verkorksten New York Knicks stimmte der Slogan der New York Knicks. ES geschieht hier. Wo sonst?

New York ist finster. Es waren meine ersten Tage. Ich stand gequetscht in der U-Bahn-Linie 4, ein alter, rumpelnder Wagen, und ich erinnerte mich an die Hamburger U-Bahn: so sauber, so leise und sanft, Kinderstimmen sagten im fernen Hamburg die Bahnhöfe an. Hier nun hockten bleiche Menschen neben mir, hörten Musik, lasen, schliefen, keiner blickte den anderen an, keiner lächelte. Es liefen Ratten durch die Bahnhöfe. Die Ansagen verstand ich nicht. Und Fremde fragten nach Geld und kamen nahe. Ich wollte nach Uptown Manhattan, war aber falsch eingestiegen und fuhr nach Brooklyn und kam dann nicht mehr zurück, weil inzwischen die Strecke gesperrt war; vielleicht war ein Gleis durchgerostet, oder vielleicht hatten ja die Ratten die Schienen durchgenagt.

Es gibt diese Tage, an denen New York wie eine Stadt aus dem 19. Jahrhundert wirkt: die Dämpfe überall, die miese Kanalisation, die Löcher, die Stromausfälle, auch das Klassensystem natürlich, die wütende Unterschicht.

Ein Typ lief durch den Waggon, und er hielt ein Schild in der Hand: »*Scream at me – \$ 1.*« Ich stieg aus, hatte keine Ahnung, wo ich war, und in diesem Moment begann das Gewitter. Diese Stadt kann dir das Gefühl geben, dass du klein und nichts wert bist, und es gibt Tage, an denen sie

sich nicht um ihre Bewohner schert, denn diese Stadt hat ihre Geschwindigkeit und behält sie, und wer nicht mitrennt, den lässt sie eben zurück.

New York leuchtet. Das Wetter ist anders als deutsches Wetter, ein extremes Wetter ist das hier, heute ist es eisig, morgen siedend, gesund ist das alles nicht. Es gibt Tage, an denen du in der U-Bahn kaum atmen kannst, 45 Grad, New York macht die New Yorker bleich und dürr. Doch wer 50 ist und glaubt, dass alles, was ihm im Leben noch zustoßen wird, nur Variationen dessen sein werden, was ihm bereits zugestoßen ist, der sollte nach New York kommen, denn er hat sich geirrt.

So vieles hier, das meiste eigentlich, überrascht; ich erlebe hier an jedem einzelnen Tag etwas zum ersten Mal, spüre Neues, denke Neues, und darum ging es doch, als wir jung waren und leben wollten.

Zum Beispiel: Wenn es regnet, kommt die Kanalisation nicht mehr mit, es ist halt alles etwas verrottet, und die Stadt ist in Minuten überschwemmt, und an der Ecke Second Avenue / East 10th Street bildet sich ein See. Und eine Frau steht an der Kreuzung, alt, verloren, nass, und von hinten naht ein glatzköpfiger Jogger, hebt die Frau hoch, legt sie sich über die Schulter, steigt ins Wasser, trägt die Frau über die Straße ans andere Ufer, stellt sie ab und rennt weiter. Kein Wort wurde gewechselt.

Zum Beispiel: Sprache. Ich lebe im East Village, es ist ein junges Viertel, die Studenten der New York University wohnen hier und reden über ein Mädchen. »*She's blockomore*«, sagt auf einmal ein Kerl in der Bar, ich kenne das Adjektiv nicht, alle lachen und erklären: »*She only looks good from a block or more.*«

New York ist pragmatisch. Zum Beispiel: Paarungsrituale.

Beim ersten Date zahlt der Mann (bei allen weiteren Treffen auch), es darf nach dem ersten Date einen kurzen Kuss geben, und wenn der Mann nach drei Tagen nicht anruft, meint er's nicht ernst. Sie haben hier Regeln für alles. Der Philosoph und Politologe Michael Werz sagt, die Regeln »führen Inder und orthodoxe Juden zusammen«, ermöglichen also Verständigung. New Yorkerinnen erzählen viel von ihrer Einsamkeit, wollen Liebe, aber sie begreifen nicht, dass gerade die Spielregeln dieser Stadt die Ursache der Einsamkeit sind.

Beim Speed-Dating in der Mittagspause trifft die New Yorkerin in 60 Minuten sechs New Yorker, und sie fragt stets: »Wie viel Geld verdienst du? Wie viele Kinder willst du?« Eine Freundin, die von ihrem Freund zur Verlobung einen Ring bekommen hatte, der weniger als ein Zwölftel seines Jahresgehalts gekostet hatte, zeigte den Ring ihrer Familie, und der Familienrat sagte: Der Ring ist zu klein. Die Hochzeit wurde abgesagt.

New York ist Bewegung. Es kommen Deutsche in Sandalen und Socken her, mit weißen Beinen in kurzen Hosen; das alles macht nichts, denn auch New Yorker sehen nicht aus wie Pariser: Shorts, T-Shirt, Nike-Schuh, das ist hier normal, es geht hier nicht ständig um Kleidung.

Viele Deutsche also stehen zu fünft nebeneinander auf dem Gehweg, obwohl um sie herum die New Yorker rennen und reden und lesen und zugleich auch noch essen müssen, denn irgendwann braucht der Mensch nun mal Nahrung. Und jeder New Yorker weiß immer, wohin er strebt, niemand verrät Zweifel, das Gesicht New Yorks zeigt Entschlossenheit.

Ein deutscher Vater und vier deutsche Kinder überqueren nun die 42nd Street, die deutsche Mutti bleibt stehen, weil sie noch das Chrysler Building fotografieren will. »Wartet, ich komme mit der nächsten Grünphase«, klingt es nun durch New York. Das Wort hatte ich lange nicht gehört. Wenn New Yorker rote Ampeln erblicken, rennen sie weiter und blicken nicht zur Seite, keine Zeit. »*To gain time*«, Zeit gewinnen, ist ein absurder Anspruch an das moderne Leben, ein New Yorker Begriff und das Ziel der New Yorker. »*Think back, move on*« ist das Motto selbst von Ground Zero.

New York ist die Stadt der Fremden. Jeder war mal neu hier, irgendwann, und die meisten haben es nicht vergessen. Niemand hier lebt mehr da, wo er aufgewachsen ist. New Yorker helfen gern, der neue Fremde muss bloß Neugierde und Lust mitbringen, ein wenig also dem hinzufügen, was die Stadt ausmacht. Ein paar Dinge sollte der Reisende wissen, zum Beispiel, dass der Blick von oben hinab auf die Stadt sich lohnt, aber nicht vom Empire State Building aus, wo es lange Schlangen gibt, sondern vom Rockefeller Center aus, weil man vom Rockefeller Center aus das Empire State Building sehen kann.

Gleich am ersten Tag könnte der Reisende eine Tour rund um Manhattan machen: Per Hubschrauber ist es teuer, doch dem Schauplatz angemessen, per Bus (»Circle Line«) macht es auch Spaß, weil man überall aus- und wieder zusteigen kann; per Schiff ist's im Norden etwas grau und zäh, doch der Süden entschädigt; und außerdem kann man Fahrräder mieten – am Hudson entlang hinauf und durch den Central Park wieder hinab, das dürfte gelingen, ohne von indischen Uber-Piloten niedergemäht zu werden. Hat der Reisende die Rundtour hinter sich, könnte er sich sagen, dass er die Pflicht nun erfüllt hat, und sich auf dem Washington Square an den Brunnen setzen und mit echten New Yorkern sprechen, oder er könnte riechen, wie diese Stadt duftet, und niemals sollte er vergessen, nach oben zu gucken.

Das ist der Rat, den meine Freundin Mary bekam, als sie von Boston nach New York zog, und weiterreichte; einen besseren habe auch ich nicht.

»Don't ever forget to look up.«

New York ist die Summe der New Yorker, die sich für diese Stadt opfern. So viele New Yorker reiben sich auf, strengen sich an, kämpfen, um jung zu bleiben, reich zu werden oder noch reicher, berühmt zu werden oder noch berühmter, und sie verbrauchen sich schnell, altern ebendarum schnell, so viele von ihnen bilden sich ihr New York eigentlich nur ein. Aber die Stadt lebt von dieser Energie, und sie flirrt und leuchtet ebendeshalb.

New York ist groß wie der Central Park. Wie Flushing Meadows. Yankee Stadium. Der John-F.-Kennedy-Flughafen. Brooklyn Bridge. Die »New York Times«. Fifth Avenue. Man blickt auf diese Stadt wie auf anderswo einen Hunderte Jahre alten Baum, Wasserfälle, Gletscher. Und man sieht Häuser, Lichter, Linien, Farben.

New York war klein wie das »Café Katja«. Es liegt an der Lower Eastside, Orchard Street zwischen Broome und Grand, sie haben dort Gulasch, Sauerkraut, dazu »Jever«. Erwin, der Chef, hat den Laden nach seiner Tochter benannt, und Andrew, Erwins Geschäftspartner, würde zwar

lieber fischen gehen, aber er macht stattdessen eine zauberhafte Linzer Torte. Sechs Tische gab es, immer besetzt.

Unten im Keller, über der Toilette, fand sich dies: »Vom Punker bis zur Großmama: Wiener Würstelmann ist für alle da.«

Und weil das Katja und seine Linzer Torte dann berühmt wurden und weil der Laden nebenan frei wurde, ist nun auch das Katja doppelt so groß wie früher und damit so groß wie New York.

New York traut sich. Michael Fortenbaugh war Student und ein guter Segler in Princeton, das ist jetzt 35 Jahre her. Ein ehemaliger Student, Malcolm Forbes, sagte ihm: »Wenn du Erfolg haben willst, bleib bei dem, was du am besten kannst.« So richtig gut konnte Michael Fortenbaugh nur segeln.

1987 war der Hudson eine Kloake, manchmal schwamm eine Leiche im Wasser. Nein, niemand segelte in New York, niemand wollte damals auch nur am Wasser wohnen, als Michael Fortenbaugh den Manhattan Sailing Club gründete. 60000 Dollar besorgte ihm ein Freund, der bei Goldman Sachs arbeitete. Sie gingen beinahe bankrott, sie waren rund 20 Jahre zu früh, doch sie hielten durch.

2008 hat der Manhattan Sailing Club 800 Mitglieder und 35 Boote, Reisende können auf der »America II«, einem einstigen America's-Cup-Boot, zur Freiheitsstatue segeln. Michael Fortenbaugh war der Pionier, nach ihm kamen die Fuß- und Fahrradwege am Hudson und am East River entlang, die Parks am Ufer, neue Wohnungen mit Blick auf die Freiheitsstatue, und heute ist New York eine Wasserstadt mit 2027 Brücken. Ich wohne in Manhattan, darum geht die Sonne über dem East River auf und über dem Hudson unter – romantische Minuten in einer ökonomischen Metropole, deren Glück vor Jahrhunderten damit begann, dass sie den größten natürlichen Hafen der amerikanischen Ostküste hatte.

New York ist der Taxifahrer, der drei Minuten warten soll und wegfährt und am Telefon schimpft: »*Three minutes is a lifetime in this city.*«

»I HATE IT

I LOVE IT

I HATE IT
I DON'T KNOW
I LOVE IT
etc.

New York als Wallfahrtsort sozusagen«. Das schrieb Max Frisch.

New York ist Sebastian Junger, der sich die Kneipe »The Half King« in der 23. Straße mit einem kleinen Teil jenes Honorars leistete, das ihm der »Perfect Storm« einbrachte. Gute Hamburger, gutes Bier, und inzwischen die perfekte Location, denn darüber liegt der neue High Line Park. »Am Ende hat Mut immer mit Liebe zu tun. Mut ist Liebe«, sagt der Kollege.

New York verschwindet. Oh, ich habe das »Café Angelique« geliebt, denn der Kaffee war besser als anderswo, die Quiche auch, und ständig wurde dort Frisches gebacken, und man durfte sitzen bleiben, solange man wollte. Bleecker Street, West Village ... immer wenn ich in der Nähe war, ging ich ins Angelique, so lange, bis ich 2015 plötzlich vor verrammelten Türen stand. Eine New Yorker Geschichte: Der Vermieter wollte 40 000 statt wie bisher 18 000 Dollar im Monat, das Todesurteil.

Und ich könnte jetzt sagen, dass es egal sei, dass Wandel eben dazugehöre, dass Bewegung New York nun einmal ausmache, aber so simpel stimmt das nicht. Wenn immer noch ein »Duane Reade« (Drogerie) und noch ein »Starbucks« die leergewordenen Räume erobern, stirbt diese Stadt jedes Mal neu.

Verschwunden sind: das Chelsea Hotel (die Hülle gibt es noch, aber die Mieter sind weg, und Stanley Bard, der Mann am Empfang, ist tot); der Fulton Fish Market am South Street Seaport; Astroland in Coney Island; CBGB, Musiker-Höhle der Siebziger, was für ein Club; ganz Little Italy (der Name existiert noch, aus touristischen Gründen, aber Little Italy wurde von Chinatown verschluckt); Tankstellen (in Manhattan jedenfalls); die Amato Opera, eine kleines, privates Opernhaus im East Village; St. Mark's Bookshop etc. etc. etc.

New York bleibt dennoch das, was keiner schöner als E. B. White erfasste. Der schrieb: »*It can destroy an individual, or it can fulfill him, depending*

a good deal on luck. No one should come to New York to live unless he is willing to be lucky.«

New York ist Trump. Die Stadt lehnt diesen Präsidenten ab, lacht über ihn, auch der Gouverneur und der Bürgermeister verachten Donald Trump. Aber hier steht der Trump Tower, geschützt von Polizisten. Von hier aus twitterte der Kandidat Donald Trump seine Tiraden in die Welt. Man kann es nicht anders sagen: Nur in New York war Trump möglich, dieser Aufstieg, diese absurde Verherrlichung zynischer Kommentare, dieser ganz und gar hohle Starkult.

Eigentlich müsste jetzt alles umbenannt werden: Trump Central Park. Trump Metropolitan Opera. Trump Steak, Trump Water. Trump Knicks, Trump Rangers. Trump York.

Andere Städte, sagen wir: Tampa oder Phoenix oder Boca Raton, sind entkoffeinierte Ansammlungen von Gebäuden. New York ist konzentriertes Koffein, die Stadt, die nicht funktionieren dürfte. Verdreckt sind die Bahnhöfe, träge die Flughäfen, rostig die Tunnel. Die Straßen: löchrig. Die Wasserversorgung: schwach, ein Rinnsal die New Yorker Dusche. Der Fernseher fällt aus, wenn es draußen nieselt, »no signal«, meldet dann Time Warner Cable. New York ist eine Stadt, die morgen wieder anders leben wird als heute. Ich habe vieles noch nicht erwähnt: die besten Restaurants Amerikas, die besten Theater der Welt, Wall Street, und zu all dem kommen wir noch. Aber wichtig ist ohnehin nur, was mir vor einigen Jahren ein Freund sagte, ein New Yorker. Ich packte vorfreudig meine Umzugskisten in Hamburg und fragte ihn, wie New York denn so sei.

Er sagte: »New York ist.«

III.

Das Land

Amerika ist ...

Amerika ist Überforderung. Zuallererst war Amerika für mich LAX, der Flughafen von Los Angeles, das ist bald 30 Jahre her. Das menschliche Gedächtnis vergisst ja selten die peinlichen Momente eines Lebens. Für mich zählt zu diesen Momenten ein existentiell wichtiges Volleyballspiel, und wir Dreizehnjährigen aus Münster hatten den ersten Satz 15:0 gewonnen, waren uns sicher und verloren dann doch 14:16 und 13:15 und schämen uns noch heute dafür, denn mit einem größeren Vorsprung kann man ein Spiel nicht verlieren.

Und dazu zählt jener Moment, als ich erstmals amerikanischen Boden betrat.

Denn meine Beziehung zu Amerika begann, als ich in Los Angeles aus dem Flugzeug stieg, meine vielen Sporttaschen einsammelte und so dynamisch, wie ich nur konnte, hinausging ins kalifornische Nachmittagslicht. Und da stand ein schwarzer Obdachloser und sah mich an und fragte: »*Some change?*« Und ich wollte ein souveräner Ausländer sein und zückte mein Portemonnaie und wollte sehr gern sein Geld wechseln. Scheine? Münzen? Fragend guckten wir einander an. Ja, was wolle er denn nun wechseln, fragte ich, dafür genügte mein Schulenglisch. »*Fuck you, damn fucking fuck*«, sagte er, »*you think you can make fun of me, fucking asshole?*«

Change heißt auch Kleingeld, es war meine erste amerikanische Lektion.

Amerika ist ein Polizeistaat. 1989 schrieb ich im Studentenwohnheim in Santa Barbara auf der Erica-Schreibmaschine einen empörten Tagebucheintrag, Titel: »Um zwei kommen die Cops«, und in einem Anflug von Hybris schickte ich ihn an die Wochenzeitung »Die Zeit«. Hier ist die unredigierte und von den verehrten Redakteuren damals erstaunlicherweise tatsächlich gedruckte Fassung, inklusive »daß« (Semikolons mochte ich offenbar damals schon gern):

»Nein, nein«, eine Chance gebe es in einem Prozeß nicht, meinte ein Rechtsanwalt, so etwas sei schließlich normal. »Du schon wieder«, sagte Frau Officer Hausotter, als K. am Telephon noch einmal seine Beschwerde vorbrachte, »du gehst mir auf die Nerven.« »Ja, ja«, sagte Frau Hausotters Vorgesetzter, sie habe ihre Pflicht getan, sei selbstverständlich im Recht und sowieso eine hervorragende Polizistin.

Es ist Samstag abend. K., ein deutscher Student, ist mit ein paar Freunden aus Santa Barbara im kalifornischen San Diego. Die Party ist wild: mehr Bier als in Deutschland, Wodka in Mengen, in Hinterzimmern wird Marihuana geraucht. Und die Musik dröhnt »Born in the U. S. A.«. Es ist eine Fete am Rande der San Diego State University.

Um zwei Uhr kommen die Cops. Acht Streifenwagen und ein Kleinbus mit Gitterfenstern rollen an, alle in schwarz – Sirenen und Blaulicht. Im Laufschrift stürmen die Cops das Haus, auch sie ganz in schwarz, Schlagstöcke in der Hand, Revolver gut sichtbar am Gürtel. Muskulös sind sie; wenn sie stehen, dann breitbeinig. Amerikanische Polizisten machen Angst. »Let's go, the party's over«, brüllen sie. Amerikanische Studenten gehorchen. Feten werden immer mal wieder abgebrochen, oft wegen Ruhestörung, mitunter wegen Drogenhandels. Warum diesmal, interessiert da nicht – die Meute geht. Amerikanische Verbrecher sind besonders brutal. Polizisten müssen da stark sein, auch einschüchtern: zum Selbstschutz. Freunde und Helfer kann man lange suchen. Aber ist Bandenkrieg gleich Studentenparty?

»Hast du nicht gehört? Du sollst abhauen!« schreit Officer Hausotter den jungen Deutschen an; sie schlägt ihm die Bierflasche aus der Hand, Splitter und Schaum kleben an der Wand. »Warum?« fragt K. »Rede nicht, hau ab«, brüllt Frau Hausotter und schubst ihn weg. »Ich bin nicht von hier, ich will nur auf meine Freunde warten«, sagt K. Das reicht. Die

Dame winkt, und der Student wird an die Wand geworfen. Ein weißer Polizist dreht ihm den Arm auf den Rücken, ein schwarzer zückt den Schlagstock. Sie bringen ihn hinaus: Arme auf die Kühlerhaube, Taschen abklopfen, Arme auf den Rücken, Handschellen. Handschellen! »Warum das alles?« – »Du hältst den Mund.«

Gefesselt in den Gitterbus. 45 Minuten dauert es, bis K. vernommen ist, von Taschenlampen dauerbestrahlt, bis alle Mitglieder der Band festgenommen sind (also ein richtiger Großeinsatz wegen Ruhestörung) und ein blondes Mädchen, das weglaufen wollte, eingefangen und mit dem Funkgerät auf den Kopf geschlagen ist. Auch sie kommt in den Bus, ebenso der Amerikaner Toni, der gerade aus Los Angeles zurückgekommen ist, mit der Fete seiner Zimmergenossen überhaupt nichts zu tun und nur gesagt hat: »Warum soll ich gehen? Ich wohne hier.« Das sagt jeder, Toni wird eingelocht.

Zu sechst kommen sie ins Gefängnis, eine Nacht in der Großraumzelle. Ein Stadstreicher drischt gerade auf einen Sheriff ein, weil er hinaus muß und nicht will – es ist drei Uhr und kalt. Matratzen gibt es nicht mehr, dafür Gesang aus allen Ecken. Zwei Frauen sind hier und dreißig Männer, ein Vergewaltigungsversuch wird im Ansatz gestoppt.

Morgens um sieben wird K. entlassen. Lächelnd erscheint ein Polizist und klärt auf, daß weder der Widerstand gegen Polizeigewalt noch das Trinken in der Öffentlichkeit (es war eine Privatfete) zur Anzeige führen würden.

Ob er etwas gelernt habe, fragte Frau Hausotter noch, als K. sich später beschwerte. Nein, sagte er. »Das ist schade. Die Lektion war, daß man Befehle eines Sheriffs ohne Kommentar ausführt.«

Amerika ist sein ewiges Streben nach Jugend und nach Schönheit, und darum ist es nur konsequent, dass auch Amerikas Jugend schon nach Schönheit zu streben hat.

In rosafarbenen Bademäntelchen laufen sie herum, den Lolli in der einen Hand, den tragbaren DVD-Spieler in der anderen. Sechs Mädchen, ein Junge, sieben Stimmen kreischend hoch: »Sieht das nicht süß aus?« Und Paxton Malone, fünf Jahre alt, steckt die zarten Füßlein ins Becken, es riecht nach Vanille und blubbert bunt. Paxton legt den DVD-Spieler

auf die Oberschenkel, damit sie eine Hand frei hat für ein Stück Zitronentorte, sie beißt hinein, ohne hinzugucken, denn sie starrt auf den Bildschirm. Sie guckt »E. T.«.

Zu Paxtons Füßen kniet eine erwachsene Frau. Sie rubbelt Paxtons Füße trocken. Schneidet die Zehennägel, feilt die Zehennägel, lackiert die Zehennägel. »Wie fühlst du dich, Paxton?«, fragt die Frau. »Was?«, fragt Paxton und nimmt den Kopfhörer ab. »Wie du dich fühlst, kleine Paxton.« Paxton stöhnt jetzt wie eine Große. »Besser«, sagt sie dann.

Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass »*Spa Di Da*« in Beverly Hills erfunden wurde. Er war der erste Schönheitssalon für Kinder.

Geht man durch dieses Beverly Hills, sieht man nicht mehr viele Menschen, die einfach so aussehen, wie man halt aussähe, entspräche das Aussehen dem Alter, der Natur oder dem eigenen Verhalten. Die Arme hier sind dicker als anderswo (bei den Männern), die Nasen schmaler, die Brüste praller (bei den Frauen). Schwarze lassen sich operieren, lassen jene Stellen aufpumpen und andere absaugen, Weiße machen das Gleiche, die Mexikaner machen das eher nicht, aber Mexikaner kommen in Beverly Hills auch nur selten vor, und wenn, dann in dienenden Rollen.

Es ist ein Sozialklima, in dem jede Fünfzigjährige, die sich nicht operieren lässt, Außenseiterin ist – so faltig die Haut. Beverly Hills ist ein Dorf, in dem so gut wie jeder in Fensterscheiben und allem, was sonst noch spiegelt, überprüft, wie er aussieht. Linksdrehung, Rechtsdrehung, Haare zurück, Strähnchen in die Stirn: Schönheit ist Leistung, darum ist Altern Versagen, und genussvoll oder spielerisch ist an alledem nichts.

Das Luxuspaket im »*Spa Di Da*« kostet 125 Dollar: Schokoladenmaske, Maniküre, Fußbad in pinkfarbener Limonade mit anschließender Pediküre, Hairstyling, Make-up und Abziehtattoos. Bridget Fonda hat ihre Süßen vorbeigebracht, Rebecca De Mornay auch.

Jackson, der Siebenjährige, hält das Mobiltelefon in der Hand und lässt sich das Kinn einseifen. Die erste Rasur.

Amerika ist seine Kneipen. »*Mel's Drive-In*«, Mission Street, San Francisco: laute Countrymusik, unterbrochen von »*My Way*«. Ein Marilyn-Poster. Schwarzweißfotos von den Autos der Sechziger, riesige Kotflügel. Die Geschichte dieses Landes in einem Bild. Einsame Männer, so einsam

wie ich, sitzen am Tresen und gucken den vier Köchen zu, die ein fettes Essen nach dem anderen fertigen und hinaustragen. Die Kundschaft: dick. Laut. Gierig. Auf grünem Kunstleder.

Amerika ist seine 800-Rufnummern. 800 heißt Service. In der U-Bahn von Los Angeles gesehen: »*When you want to go your own way: 1-800-DIVORCE.*«

Amerika ist seine Sprache, immer wieder. Wer Sex wünscht, sagt: »*I wanna bed you.*« Studenten, die von ihrem Zimmergenossen für eine Stunde oder eine Nacht ausgesperrt werden, damit die Zimmergenossen in Ruhe vögeln können, leben im »*Sexile*«.

Amerika ist seine Verschwendung. Amerikaner verbrauchen 100 Milliarden Plastiktüten im Jahr, deren Herstellung zwölf Millionen Barrel Öl verbraucht.

Amerika ist sein Gehorsam. Firmen und Sportmannschaften, allesamt, funktionieren militärisch streng. Das schränkt in der Arbeit und auch in der Freizeit durchaus Freiheit und Individualismus ein, den Spaß auch, aber Amerikaner kennen ihren Sport nicht anders, schätzen ihn so, und der Leistung schadet es zweifellos nicht. Jedes Team trainiert uniformiert, jedes Team hat ein Regelwerk, und der Verstoß wird geahndet. »*Ball drill*« heißt so eine Bestrafung bei Volleyballern; da stehen dann elf junge Männer am Netz und schlagen auf den armen zu Bestrafenden ein, der hundert Bälle gleichzeitig verteidigen soll, aber natürlich nicht verteidigen kann, darum hat das Ganze etwas von einer Steinigung. Ich kam tatsächlich mal eine Minute zu spät zum Lunch, und sofort gab es einen *ball drill*, bis ich nicht mehr aufstehen konnte. Zwei Stunden später begann unser Spiel, ich begann es erschöpft, knickte um, riss mir ein Außenband, und wir verloren, und Ken, der Trainer, dieser Offizier und Idiot, hatte seine Ressourcen vergeudet, aber die Disziplin gewahrt.

Möglich ist so etwas, weil immer neue Sportler nachkommen. Der Collegesport ist so organisiert, dass jeder Athlet nur vier Jahre zur Verfügung hat: als *Freshman*, *Sophomore*, *Junior*, *Senior*, danach sortiert das

System ihn aus. Das sorgt für ständigen Wechsel, ständige Erneuerung, ein reines Leistungsprinzip eben. Collegiesport bietet Prestige und geldwerte Vorteile, nämlich Stipendien, und die Aussicht auf Profisport; und Profisport bietet noch mehr Prestige und noch viel mehr Geld. Alle machen mit, und wer ausschert, ist im nächsten Moment vergessen.

Und doch: Die Rangers, die Yankees und ein wenig sogar die ewig verlierenden Knicks sind meine Teams, und auch ein UC Santa Barbara Gaucho werde ich mein Leben lang sein.

Amerika ist ... ach, Amerika, ich könnte endlos weitermachen.

Aber Amerika ist ja nun sowieso das Land der Entdecker. Das Land des Reisens.